

(Nachdruck verboten.)

51]

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. de l'le Grazie.

(Schluß.)

Einen Augenblick kam es Jüry an, für eine Weile zum Himmel hinüberzusehen. Aber sofort besann er sich wieder eines anderen. Was ging das ihn an? Er war mit sich im reinen. Ob und wie es in einer Welt weiterging, von der er nichts mehr wollte, konnte ihm füglich gleichgültig sein. Wenn sie sich aber deinet erinnern, fuhr es ihm durch den Sinn, dich am Ende holen? Unwillkürlich flog sein Blick nach der Uhr. Sie zeigte die achte Stunde. Der Schreiber hatte von der Nacht gesprochen. Weil er jedoch hinzugesetzt, daß man erst in Abwesenheit des Grafen handeln wolle, hatte Jüry noch eine hübsche Weile vor sich. Der Graf liebte es, die Schnepfen während des Strichs anzugehen. Der Mond stand im letzten Viertel! Also mußte der Graf vor Mitternacht an Ort und Stelle sein. Im Mondlicht zogen sie am liebsten heran, schau, lautlos, wie ein gespenstischer Vogelzug — die Schnepfen.

Der Graf fuhr nach der Dedung, Jüry mußte gehen. Wenn er rasch ging, war es eine gute Stunde. Er hatte also noch Zeit. Nur . . . und plötzlich überkam ihn eine fast wilde Sehnsucht nach dem Ort, den seine Annaliese zuletzt betreten. Solange hatte er ihn gemieden — jeden Gedanken daran voll Stolz und Weh von sich gewiesen. Nun war ihm auf einmal, als müsse er sich erst sättigen an seinem Haß. Als könne er nicht tun, was er vor hatte, wenn er nicht Schritt für Schritt denselben Weg ging, den sein Kind gegangen: erst rasch und mit klopfendem Herzen — für den Vater! Dann 'ich und stumm und besudelt — dem Tod entgegen! So mutterseelenallein war sie gewesen in ihrer letzten, schwersten Stunde! Das wollte er ihr abbitten heute! Wenigstens mit der Seele bei ihr sein, bevor er das Letzte für sie tat. Wenn es eine Unsterblichkeit gab, sollte sie dort drüben fühlen, welche eine unfähliche Liebe ihr da entgegenkam, Schritt für Schritt, über all ihren Schmerz und all ihre Schande hinüber. Möglich, daß Gott ihn verdammt für das, was er tun wollte. Sein Kind würde ihn verstehen — auch dort drüben!

Mechanisch hatte er während all dieser Erwägungen an dem Lauf des Gewehrs herumgerieben. Nun schob er mit einer energischen Bewegung den Arm in den Riemen, nahm Pulver und Kugeln an sich, öffnete die Tür nach dem Flur, um besser hinauszufinden, wenn er noch vorher das Licht ausblies, wie er als guter Hausvater gewohnt war.

Als er an der Richtentür vorüberging, hörte er, wie Rosala halblaut ihr Abendgebet hersagte. Ihr Schatten lauerte schwarz und gebückt an der Wand gegenüber. Sollte er hineingehen — ein letztes, gutes Vaterwort sagen? So ein Wort, das ihr durchs ganze Leben nachgehen würde, treu und fühlbar, wie einst die Nähe des Vaters? Aber nein. Es durfte nicht sein. Rosala war zu klug, um hinter einem allzu weichen Wort des Vaters nicht plötzlich alles zu wittern, was er bisher verborgen hatte. Er mußte vorüber — auch an ihr, wenn er in letzter Stunde nicht schwach werden wollte. Und er ging vorüber.

„Dunkel ist's irbt a no,“ spornete er sich an. „Nocher kimmst der Mond.“ Da war es nicht mehr ganz unbedenklich, mit einer Klinge gesehen zu werden, wenn man keinen Waffenspaß besaß. Und still und finstern wie draußen die Nacht lauerte, war es ihm gerade recht.

So schlich er rückwärts aus dem Haus, unter den Weiden durch, die längs des Baches ihre käschengeschmückten Zweige im Frühlingwind wehen ließen, weiter und weiter geführt von dem leisen Geraune des Wassers, das immer rascher vor ihm herzuweilen schien — ihn lockte und rief, wie mit fremden, gehinnissvollen Stimmen.

Als die Sterne in ihrem vollen Glanz aus dem Dunkel traten, hatte er schon die Ebene hinter sich. Schwarz und starr lag der Wald vor ihm. Aber Jüry kannte die Wege, von all den „Spann- und Handdiensten“ her, die er auch hier geleistet. Der Förster konnte nicht sicherer und fester einher-schreiten als er.

Die Laubbäume hatten kaum erst Knospen angefaßt, so blühte die Nacht mit ihren Sternenaugen auch hier herein.

Wenigstens da, wo Buchen und Eichen und Birken standen. Nur der Lann blieb dunkel und undurchdringlich. Da und dort krochen lange, erdnackte Wurzeln wie dicke, glitschige Schlangen über die Jagdsteige, und die lang herabfallenden Nester der Schwarzföhren hingen wie dunkle Fahnen in den Weg hinein. Totenstill war es, kein Laut, kein Vogelruf, selbst der Nachtwind, der so scharf über die Ebene gestrichen, hier griff er nur sachte in die Kronen und Zweige, schlief ein und senkte nur dann und wann auf, leise, bang, wie aus einem Traum heraus.

Endlich — die Dedung. Wie von einem Stoß getroffen, blieb Jüry stehen; der dunkle Klotz, der dort so starr in der Mitte hauchte, war die „Schweighütte“. Wenn man von hier aus immer den schmalen Weiensteig weiterging, kam man ans Wasser. Wo sollte er warten? In der „Schweighütte“ würde sich der Graf schwerlich etwas zu tun machen. Das Frühstück nahm er immer nach der Jagd. Aber über das Wasser mußte er! In das junge Birkengehölz, das sich hinter den alten Buchen hinzog, fielen Jahr für Jahr die Schnepfen ein. Auch wo der Rahn lag, wußte Jüry — meinte es förmlich zu sehen. Unweit davon war ja seine Annaliese in den Tod gegangen.

Wenn er sich dort in den Buchen barg, den Grafen und den Heiner herankommen ließ, achtlos, ahnungslos, das Gewehr schon im Anschlag, wollte er ihn anrufen . . . mit einem Namen, der ihn hier treffen mußte, wie die Stimme des Gerichtes. Nein, weder er noch der Heiner würden Zeit finden, ihn wehrlos zu machen. Nicht einmal ihre Kugeln würden ihn finden, wenn er sich im Schilfe barg. Hatte er seinen Todfeind aber getroffen, war ihm alles eins. Nur dem Gericht der Menschen wollte er nicht überliefert werden. Ob ihn aber der Heiner traf oder die eigene Kugel — das war ihm gleichgültig.

Mit den festen Schritten eines Mannes, der weiß, daß das Schicksal ihm keinen Streich mehr spielen werde, ging Jüry auf sein Ziel los.

In diesem Augenblick lief ein klafter, zitternder Lichtstreifen über die dunkle Fläche des Teiches . . . Der Mond, dort kam er herauf! Der leichte Rebel, der immer über dem Wasser lag, schien plötzlich durchsichtig zu werden, hob und senkte sich, zerflatterte in vage, zitternde Gestalten, die wie ein Gespenstereigen näher und näher kamen, während die Fläche des Teiches plötzlich wie ein silberner Spiegel aufzuleuchten begann.

Nun konnte Jüry genau seinen Weg sehen und wie weit er sich im Schilfe vorwagen durfte, um fest und sicher zu stehen — den Tod in der Hand. Vor ihm schaukelte leise, ganz leise der Rahn — der Rahn, der nicht mehr landen sollte.

Plötzlich kam es wie ein Gestöhn über das Wasser her . . . oder aus dem Wasser? Zur rechten Zeit entsam sich Jüry, daß die Rohrdommel diesen unheimlichen Ruf von sich gab. Aber seine ganze Seele schluchzte plötzlich auf: „Annaliese!“ und er schloß die Augen und sah nur mehr sie.

„Geduld — Geduld!“ dachte er. Sein Kind hatte ja noch mehr gelitten, vielleicht an derselben Stelle.

Und der Mond stieg höher und höher. Schon lag die ganze Dedung in seinem Glanze da — blau, gespenstisch. Mitten darin, wie ein zum Sprung geducktes Raubtier, die „Schweighütte“.

Und noch immer ließ ihm der andere Zeit, dies alles zu sehen, zu empfinden! Den ganzen Ekel und die ganze Schmach der Erinnerung in sich zu trinken, wie ein Gift, das toll machte.

Endlich . . . war das nicht ein Wagengeroll, das der Wind ihm zutrug? Erst unbestimmt und ganz von ferne, nun näher und näher kommend, jetzt wie mit einem Ruck anhaltend.

„Die Jagdkalesche!“ sagte sich Jüry, der genau wußte, wo der Wagen halten mußte, damit die Jäger den Jagdsteig trafen. Wenn er recht gehört, konnte er seinen Feind in wenigen Minuten vor dem Lauf haben.

Wenn er recht gehört . . .
„Geduld — Geduld!“ zischelte er in die Nacht hinein. Und das Schilfe zischelte ihm etwas zurück — schaurig, geisterhaft wie eine Antwort der Nacht und des Todes. Wie in einem Kampf wand sich seine Seele.

Wieder schlug ihm etwas ans Ohr . . . Und diesmal länschte er sich nicht: der verslogene Ruf einer Menschenstimme war es dort und dort ja . . . er sah recht: dort traten die Zwei aus dem Wald heraus, kamen näher und näher. Lang und schwarz gingen ihre Schatten neben ihnen her.
 Jüry traf noch tiefer ins Schilf zurück. Wie mach' ich es? dachte er. Wart ich bis er im Kahn ist und nicht mehr ans Land kann, oder . . . für jeden Fall hielt er das Gewehr in Anschlag.

Als er wieder den Blick hob, sah er plötzlich, daß nur einer der beiden herankam. Wollte der Graf doch erst in die Hütte gehen? Aber nein, es war der Heiner, der dort stehen blieb. Wahrscheinlich, um den Proviant einzustellen. Schlang und leicht kam der andere heran.

„Moarda!“ knirschte Jüry. Das Schilf um ihn begann leise zu zittern, als ginge ein Traum über das Herz der Erde, daß sie heimlich erbebe vor dem, was da naht.

Und das Opfer kam näher und näher — leicht, heiter, ahnungslos.

Mit einem Sprung setzte der Graf in den Kahn, nahm Platz und sah dem Diener entgegen, dessen langer Schatten schon wieder über die „Dedung“ heranglitt. Der Mond sah ihm jetzt gerade ins Gesicht. Der Mond und der — Tod!

„Sund!“ rief es plötzlich an seiner Seite — „was kost mit mein' Kind 'ton?“

Mit einem Satz fuhr der Graf empor, sprang aus dem Kahn, die Hand am Schloß der eigenen Flinte. „Heiner!“ hörte ihn noch der Nahende rufen. Dann verschwand er plötzlich. Er hatte in seiner Todesangst in einer der feindlichen Stimme entgegengesetzten Richtung vom Rückteile des Rahnes aus das Ufer zu gewinnen versucht und war fehlgeschlungen. Rasch und gurgelnd zog ihn der Sumpf hinab — der Sumpf, der auch die Annaliese verschlungen!

Der Leibjäger stand noch immer wie erstarrt. Was war geschehen? Da wankte Jüry hervor, freideweiß — auf dem Antlitz ein Lächeln, das nichts Irdisches mehr hatte.

„Jhr?“ schrie der Heiner entsetzt.

„Unser Herrgott,“ kam es verhauchend zurück.
 „Wie ist's denn g'sche'n,“ fragte der Heiner, den Blick auf das von dem versunkenen Körper bewegte Wasser gerichtet. Da brach der alte Mann vor ihm zusammen, noch immer die Waffe in der Hand, die er nicht gebraucht.

„So red'ts doch!“ versuchte Heiner ihn aufzurütteln.
 Umsonst. Jüry blieb stumm. Das Gericht Gottes, das er wie einen Blitz herabfahren gesehen, hatte sein Leben in den tiefsten Wurzeln getroffen. Georg Jilly war tot.

Aber die Antwort, die er einem gräßlichen Leibjäger nicht mehr geben konnte — die Antwort kam plötzlich durch die Stille der Nacht daher, mit den Stimmen der Glocken, die im Dorf zum Sturm läuteten.

Und als der Heiner sich erstaunt zurückwandte, stand der Nachthimmel im Schein einer weithin sichtbaren Feuersbrunst. Es waren die herrschaftlichen Speicher, die dort drüben in Rauch und Flammen aufgingen, die Speicher, die den Schweiß und das Brot der Bauern verschlungen — fast tausend Jahre lang. —

So hat ein jeder seinen Kummer.

2] Von D. A i s m a n.
 Deutsch von Werner Peter Larsen.

„Lasar . . .!“ stammelte sie, „ist es denn wahr? Nun bist Du also wirklich — Konsul?“

„Ja . . .“ hauchte Herr Zipler nur. Mehr brachte er in diesem Augenblick nicht fertig.

Und vor dem Hause Lasar Mironowitsch' erschien alsogleich ein Flagenmaß, noch achtungseisender und himmelragender als der vor dem Hause des belgischen Vizekonsuls Chazelewitsch.

Lasar Mironowitsch aber sah mit seiner Gattin über den chilenischen Kalender gebend und stellte mit fliegenden Händen ein Verzeichnis der chilenischen Festtage auf, jener Tage, an denen der Konsul vor seinem Hause die chilenische Flagge hiszt.

Alles dies trug sich in den letzten Tagen des Novembers zu. Am 6. Dezember aber schon sollte Lasar Mironowitsch als offizieller Vertreter Chiles dem aus Anlaß des Namenstages Seiner Majestät im Dom stattfindenden hochfeierlichen Dankgottesdienst beizuhören.

III.

„Versteh mich recht,“ sagte Lasar Mironowitsch in der Frühe zu seiner Frau, während er vor dem Spiegel auf- und abstelte und sich sorglich schmiegelte und striegelte, „ich wohne ja dem Gottesdienst nicht als Abgeliebter bei, wie — sagen wir — wie Finkelschtein oder

die anderen . . . nein, ich bin ja nun kraft meines Amtes dazu verpflichtet. Ich meine, als offizielle Persönlichkeit . . .“

„Selbüberständlich . . .“

„Als Mitglied des diplomatischen Corps . . .“

„Gewiß.“

„Folglich bin ich verpflichtet, im Frack zu erscheinen,“ setzte Lasar Mironowitsch hinzu.

„Ja, wie dachtest Du denn —?“

Frau Zipler kämpfte mit irgendeinem widerspenstigen Bügel im Schranke, dabei ächzte und stöhnte sie, und ihre weißen Brüste drängten wie schwere überreife Melonen über den Hemdausschnitt hervor. Endlich aber hatte sie den Frack mit vieler Mühe gefaßt und hielt ihn Herrn Zipler hin.

„Nein, so hör doch bloß mal — sieh doch bloß,“ sagte der Konsul und stieß erregt mit dem Finger auf das Zeitungsblatt. „Seine Erzellenz — hörst Du denn? — also: Seine Erzellenz der Herr Stadthauptmann geben sich hiermit die Ehre . . . die Ehre, zu dem am 6. Dezember im Dom aus Anlaß des Namenstages Seiner Majestät unseres Kaiserlichen Herrn stattfindenden Dankgottesdienst die Vertreter sämtlicher Militär- und Zivilbehörden, einen erlauchten Adel, die Herren Konsuln der auswärtigen Mächte, die Herren . . . ja, hörst Du denn überhaupt? . . . Hast Du gehört, was ich lese? — die Herren Konsuln der auswärtigen Mächte!“

Herr Zipler hob bedeutsam den Zeigefinger. Auf dem Finger schrie und winkte ein Ring mit einem großen meergrünen Stein.

„Die Konsuln der auswärtigen Mächte!“

„Na, so zieh Dich doch aber etwas schneller an! Du kommst ja zu spät! Bist Du denn ganz und gar von Sinnen? Da — schnür mir mal das da zu!“

„Dachte ich's mir doch!“ sagte Herr Zipler. „Da ist es dann allerdings kein Wunder, wenn ich zu spät komme.“

Wenige Augenblicke darauf sehen wir Herrn Zipler vor dem Spiegel; er ist nun in voller Gala und dreht und wendet sich grazios . . . er probt ein gönnerhaftes Lächeln — die ernste Amtsmiene — eine feine Nonchalance; er stülpt den Zylinder auf und lüftet ihn unerwartet mit laßtvollem Schwung, wie auf manden Bildern der smarte Herr Noojevelt, dem er diesen Gruß abzulauschen sucht.

„Wirklich famos, der Frack“, denkt er selbstgefällig. „Und vor allem: überaus feierlich.“

„Nein, wie der Frack Dich beleidet“, sagt nun auch Klara Moissejewna, als habe sie seine Gedanken erraten. „Wie ein Minister sieht Du aus . . .“

„Na, und was ist denn schließlich ein Minister —?“

Lasar Mironowitsch schlägt die Frackhälften zurück und schiebt die Daumen herausfordernd in die Westentaschen. Das goldene Messerchen in Form eines Damenschuhs funkt und glüht auf seinem gewölbten Bauch.

„Ein Minister ist schließlich auch nur ein Mensch . . .“

Er durchwandert gemächlich das Zimmer.

Wald aber unterbricht er seine Wanderung, tritt abermals vor den Spiegel und beginnt sich abermals zu betrachten.

„Also wirklich kolossal feierlich, so ein Frack! Ich werde jetzt häufiger den Frack anziehen. Da ist der Wagen. Bist Du nun fertig? Na, also vorwärts! Sonst kommen wir wirklich noch zu spät.“

IV.

„Nun werde ich etwas für die hiesigen Chilenen tun müssen“, meinte Lasar Mironowitsch auf der Fahrt zum Dom. „Eine Stiftung oder Spende . . . für die Kranken und Armen . . .“

„Gibt es denn hier solche?“

„Was für — „solche“?“

„Na, Chilenen.“

„Ach so. Wir werden jedenfalls sehen. Ich will mich morgen erkundigen.“

Seiner Gattin jedoch, die diesem Plan mehr in die Tiefe nachging, kamen bei näherer Betrachtung eiliche Bedenken.

„Man wird Dir wieder Fortwürfe machen,“ sagte sie, „ganz wie damals, wegen der Heilstätte . . .“

„Heilstätte —?“

„Na ja, die für die Polizisten . . .“

„Polizisten? Ja, sind denn die Chilenen — Polizisten?“

„Oder man wird sagen, die eigenen Verwandten läßt Du verhungern, und für Fremde wirfst Du es hinaus.“

„Fremde?“ schrie Lasar Mironowitsch. „Ja, Gott der Gerechtigkeit, sind denn das Fremde? Unsere Chilenen —?“

Nein, Fremde waren es sicherlich nicht. Das leuchtete Klara Moissejewna ein.

„Gewiß ein schönes Land, dies Chile . . .“ meinte sie nach einer Weile.

„Ein herrliches Land!“ sagte Lasar Mironowitsch. „Und vor allem so viel Kultur. So viel Bildung . . .“

„Na ja, das Ausland . . . da müssen sie ja Bildung haben . . .“

„Ausland! Als wenn da schon alle Bildung hätten!“

„Nicht —?“

„Gewiß nicht. Abessinien zum Beispiel.“

„Haben sie denn da keine Bildung?“

„In Abessinien? — pahl! Bildung! Geseil haben sie nicht mal!“

Lasar Mironowitsch hüllte sich fester in seinen Pelz.

„Aber Chile —! Chile hat eine Universität. Vor einiger Zeit habe ich gelesen: ein Milliardär hat 35 Millionen für die Universität gestiftet. Was sagst Du nun? Chile! . . . Chile hat eine Oper, Zeitungen, Elektrizität . . . Und meinst Du etwa, da sitzen solche Windbeutel in den Zeitungen wie hier bei uns? Ja, Kuchen! Da ist das nicht so. Oh!“

Frau Zipler sah prüfend an sich herab, überschaute die zwei majestätischen Busenhügel, die jede Unebenheit des Pflasters genau registrierten, rüdt sie furchig in Wien gekaufte Pelzboa zurecht und sagte:

„Nächsten Sommer könnten wir eigentlich einmal nach Chile fahren.“

„Mit Dir würde ich gerade weit kommen“, nickte Lasar Mironowitsch.

„Warum denn nicht?“

„Na, ganz einfach — weil Du seefrank wirst. Du scheinst zu glauben, man fährt nach Chile mit der Postkutsche.“

„Ich weiß vielleicht besser als Du, wie man fährt.“

„So, so. Aber Du vergißt ganz, daß Du schon auf dem Fluß seefrank wirst.“

Bei dieser Andeutung entsann sich Frau Zipler eines halbvergessenen unlieblichen Vorkommnisses.

„Das macht nichts“, sagte sie tapfer. „Ich werde mich diesmal zusammennehmen.“

„Zusammennehmen!“ höhnte Lasar Mironowitsch. „Du, ausgerechnet Du!“

„Du wirst ja sehen.“

„Ich danke“, sagte der Konsul. „Ich will lieber nicht sehen.“

„Und Du selbst —?“ brach Klara Moissejewna los. „Du bist mir gerade der Nektar! Du wirst wohl nicht seefrank, he, Columbus? Ach, mein Lieber, Dir wird ja schon schlimm und weh, wenn Du vom Boulevard aufs Meer hinaussiehst!“

Aber der Konsul hatte das Seine getan; streiten wollte er sich nicht; er schwieg still und winkte ab.

Klara Moissejewna aber bedauerte im Stillen, durch ein so unerquickliches Gespräch ihre und ihres Mannes Laune getrübt zu haben.

„Na, da wären wir ja“, sagte sie versöhnlich.

Unter Betätigung von Ellenbogen, Busen und aller übrigen dazu erschaffenen Körperteile arbeitete sie sich zähe und mühevoll bis zum Chor durch.

Sie nahm an einer Säule Aufstellung und vertiefte sich in die strahlende Gruppe der hohen Würdenträger und Beamten, in deren Mitte auch Lasar Mironowitsch stand.

Der Stadthauptmann . . . der Landesgerichtspräsident . . . ein alter General . . . eine Gruppe hoher Offiziere . . . Epauletten und Orden . . . o, was für Orden! . . . Und da — der Präsident der Handelskammer . . . der Sanitätsinspektor . . . hohe Beamte . . . lauter gewichtige Persönlichkeiten . . . und die Gruppe der Konsuln! . . . der englische . . . der österreichische . . . der deutsche . . . und inmitten aller — Lasar Mironowitsch! . . .

Ein Taumel unaussprechlichen Glücks packte Frau Zipler.

Ihr Gesicht strahlte und Tränen des Dankes und der Rührung drängten sich ihr in die Augen.

„Erreicht!“ flüsterte sie vor sich hin, während sie das Spitzenstück grazios an die Augen führte. „Voruch Ato Adonoi Eloheinu . . .“

In unwiderstehlichem tiefempfundenen Drange, einem gütigen Gesicht zu danken, begann sie plötzlich inmitten des Chores mit all seinem christlichen Pomp zum Gesang der Chorknaben die uralten Worte tausendjähriger jüdischer Gebete herzusagen. . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Unbekannten. *)

Von Fridtjof Nansen.

Im Anfang war die Welt den Menschen ein Märchen; alles, was außerhalb des Kreises des Genaubekannten lag, war ein der Phantasie geweihtes Heim, ein Lummelplatz der Fabelwesen aller Mythen; ganz draußen aber lag das Reich des Dunkels und der Rebel, wo Meer und Land und Himmel in eine geronnene Masse zusammenfloßen — und dahinter öffnete sich der ungeheure Schlund des Abgrunds und der leere Raum des Schreckens.

Aus dieser Märchenwelt haben die nüchternen Linien der nordischen Landschaft sich im Laufe der Zeiten langsam emporgehoben. Mit unsäglicher Mühe ist das Auge des Menschen Stück für Stück nach Norden vorgebrungen, über Berge und Wälder und Tundra und durch die Rebel längs der öden Eismeerküsten — in die große Stille, wo so viele Kämpfe und Leiden sich abspielten, so manche traurige Niederlage, wo so mancher stolze Sieger spurlos unter der weichen Schneedecke verschwand.

Wenn der Gedanke in wachem Traum suchend durch die

*) Nansen, der Entdecker der wahren Natur des Nordpols, Nansen, der Held der Tat, hat endlich wieder ein Buch geschrieben. In seinem soeben bei Brockhaus erscheinenden zweibändigen Werk „Rebelei im“ bewährt er sich auch auf einem neuen Gebiet als erfolgreicher Entdecker, indem er die Geheimnisse der Entdeckungsgeschichte der nördlichen Länder und Meere entschleiert. Das Einleitungskapitel mag das Buch hier charakterisieren.

Zeiten zurückeilt, so zieht, ein einziges gewaltiges Epos auf die Fähigkeit des menschlichen Geistes, sich einer Idee hinzugeben, sei sie richtig oder verkehrt, an uns vorüber ein endloser Zug kämpfender, mit Reif bedeckter Geiritten in dicker Kleidung, einige schlank und kräftig, andere gebeugt und so schwach, daß sie sich kaum vor den Schlitten weitererschleppen können, viele abgezehrt und von Hunger und Kälte und an Storbüt sterbend; aber alle blicken sie in die Ferne, nach dem Unbekannten, jenseits der untergehenden Sonne, wo das Ziel des Ringens zu finden sein soll!

Wir sehen einen Pytheas, flug und mutig, über die Säulen des Herkules hinaus nordwärts steuern, um Britannien und Nord-europa zu entdecken; wir sehen starke Wikinger mit einem Ottar, einem Leif Eriksson, in offenen Schiffen über große Meere in Eis und Unwetter hineinschlagen und den Nebelschleier von einer ungesehenen Welt hinwegziehen; wir sehen einen Davis, einen Baffin nach Nordwesten, einen Varents nach Nordosten vordringen und neue Straßen erschließen, während ein Hudson, den Eis und Winter nicht besiegt hatten, durch eine erbärmliche Schandtat seiner Begleiter an dem Strand ein einsames Grab findet. Wir sehen die glänzende Erscheinung eines Parry da, wo er vordringt, alle überwinden, einen Nordenstjöld ruhig und sicher neuen Ansichten Bahn brechen und einen Toll auf rätselhafter Weise in treibendem Eis verschwinden. Wir sehen Männer, von der Bergweisung getrieben, einander erschießen und aufzehren, aber wir sehen auch edle Menschen, die wie ein De Long sterbend ihre Tagebücher vor der Vernichtung zu bewahren suchen, bis sie dabei zusammenbrechen.

In der Mitte des Zuges schreitet eine lange Prozession, hundtunddreißig Männer, die schwere Boote und Schlitten wieder südwärts schleppen, doch sie brechen im Gehen zusammen; sie bleiben unterwegs liegen, einer nach dem anderen, und bezeichnen den Weg durch ihre Leichen: das sind Franklins Leute.

Und dann das letzte Drama, der Grönländer Brönlund, der sich durch Kälte und Winternacht über die Eisfelder schleppt, nachdem der Führer Nylius-Erichsen und sein Kamerad Hagen auf langen, hoffnungslosen Eilmärschen im Schnee erfroren sind. Er erreicht das Depot, nur um dort den Tod zu erwarten; aber er weiß, daß die Karten und die Aufzeichnungen, die er treu dahin getragen hat, gefunden und gerettet werden. Er bereitet sich ruhig vor, den stummen Gast zu empfangen, und schreibt in seinem lüdenhaften Dänisch in sein Tagebuch:

„Kam am Fjord 79 um, nachdem ich versucht hatte, über das Inlands heimzukehren, im Monat November. Kam hier bei abnehmendem Mond an und konnte nicht weiter wegen erstorener Füße und wegen der Dunkelheit.“

Die Leichen der anderen liegen mitten im Fjord vor Gletschern (ungefähr 2½ Meilen).

Hagen starb am 15. November und Nylius ungefähr zehn Tage danach.

Jörgen Brönlund.“

Welch eine Geschichte in den wenigen Zeilen! Die Kultur senkt ihre Fahnen am Grabe dieses Eskimos.

Was suchten sie alle im Eise und in der Kälte? Schon jener, der vor sechshundert Jahren den Königspiegel schrieb, antwortete: „Wünschst du zu wissen, was Leute in jenem Lande suchen oder warum Leute bei so großer Lebensgefahr dorthin fahren, so wisse, daß eine dreifältige Natur in dem Manne ist, die ihn dazu treibt. Ein Teil ist Wettstreit und Neigung zur Berühmtheit; denn es ist die Natur des Mannes, dorthin zu ziehen, wo Aussicht auf große Gefahr ist, und sich dadurch einen Namen zu machen. Der zweite Teil ist Wikbegierde; denn es ist auch die Natur des Mannes, daß er die Gegenden, von denen man ihm erzählt hat, kennen und sehen und auch wissen will, ob es dort so ist, wie man ihm gesagt hat oder nicht. Der dritte Teil ist Gewinnsucht; denn die Leute suchen überall nach Geld und Gut und gehen dorthin, wo sie hören, daß man es gewinnen kann, wenn auch große Gefahr dabei sein sollte.“

Die Geschichte der arktischen Entdeckungen zeigt, wie die Entwicklung des Menschengeschlechts stets durch große Illusionen gefördert worden ist. Wie die Entdeckung Westindiens durch Kolumbus einem groben Rechenfehler zu verdanken ist, so lodte die fabelhafte Insel Brazil einen Cabot auf das Meer hinaus, und er fand Nordamerika. Phantastische Illusionen über offene Polar-meere und offene Durchfahrten nach den Reichümern Khatais jenseits des Eises trieben trotz der Mißerfolge Leute immer von neuem dorthin; die Polarregionen wurden nacheinander erforscht. Jedes vollstündige Aufgehen in einer Idee gibt uns etwas, selbst wenn es etwas anderes ist, als erwartet wird.

Vor allem aber ist die Geschichte der Polarfahrten eine einzige große Entfaltung der Macht des Unbekannten über das menschliche Gemüt, vielleicht größer und deutlicher erkennbar, als sie es in irgendeinem anderen Teile des Lebens des Menschengeschlechts ist. Nirgend sind wir langsamer vorgebrungen, nirgend hat jeder neue Schritt vorwärts so viel Anstrengung, so viele Leiden und Entbehrungen gekostet, und nirgend haben die errungenen Entdeckungen wohl weniger materielle Vorteile versprochen — und dennoch standen jederzeit neue Kräfte bereit, um vorwärts zu stürmen und die Grenzen der Welt noch weiter hinauszurücken!

Doch hat dies Kämpfe gekostet, so schenkt es auch Freuden. Wer vermag das Gefühl in Worten auszudrücken, wenn die letzte schwierige Eisschelle besiegt ist und vor dem Auge das Meer nach

neuen Reichen hin offen liegt? Wenn der Nebel sich berzieht und eine Bergspitze nach der anderen, immer ferner und ferner, auf denen noch nie ein Menschenauge geruht hat, auftaucht, und ganz hinten am Horizont ferne Gipfel über dem Meeresrande sich auf-türmen, am Himmel über ihnen der gelblichweiße Widerschein der Firnfelder — wo der Gedanke neue Kontinente aufbaut! —

Schon sei den Reisen der alten Nordmänner haben die Eis-meerfahrten der Menschheit allerdings auch materielle Werte ge-schenkt, wie reiche Fischgebiete, Wal- und Robbenfang und anderes; sie haben wissenschaftliche Werte durch das Kennenlernen unbe-kannter Gegenden und Verhältnisse gegeben. Aber sie haben uns noch sehr viel mehr eingebracht; sie haben den menschlichen Willen zur Ueberwindung von Schwierigkeiten gestählt; sie sind in der Schlaffheit wechselnder Zeiten eine Schule der Männlichkeit und der Selbstüberwindung gewesen und haben der aufwachsenden Generation männliche Ideale vorgehalten; sie haben der Phantasie Nahrung gegeben, dem Kind das Märchen geschenkt und die Ge-danken der Erwachsenen über die Mühen des Alltagslebens hinaus-gehoben. Wird unsere Geschichte nicht ärmer, wenn wir ihr die arktischen Reisen nehmen? Vielleicht haben sie darin der Mensch-heit das Größte gegeben.

Wir sprechen von der ersten Entdeckung des Nordens, wann der erste Mensch die nördlichsten Regionen der Erde erreichte; was wissen wir aber davon? Wir kennen ja nur die allerersten Schritte der Wanderungen der Menschen auf der Erde. Welche Spanne von Jahrtausenden von Jahren liegt zwischen dem Zeitalter des Neandertalmenschen in Europa und den ersten Pelasgern, Iberern oder Kelten, denen wir dort in der Steinzeit, in der frühesten Dämmerung der Geschichte begegnen! Wie verschwindend kurz er-scheint, damit verglichen, die ganze spätere Zeit, die wir die ge-schichtliche nennen.

Was in jenem langen ersten Zeitraum geschah, ist uns noch ein Geheimnis. Wir wissen nur, daß Eiszeit auf Eiszeit folgte und Nordeuropa, teilweise auch Asien und Nordamerika, mit mäch-tigen Gletschern bedeckte, die in diesen Gegenden alle Spuren der ersten menschlichen Ansiedelung verwischt haben. Dazwischen wärmere Perioden, in denen die Menschen wieder nordwärts vor-drangen, um von neuem durch die nächste Eisdecke vertrieben zu werden. Gar vieles läßt darauf schließen, daß die Wanderung des Menschen gen Norden bald nach der letzten Eiszeit erfolgte, jeden-falls in ausgedehnter Gebieten Europas, nachdem der Rand des Inlandeises langsam nach dem Innern Skandinaviens zurück-gezogen war, so die Eisdecke am längsten Bestand hatte.

Aus dem Urzustand — als die Menschen in den Wäldern und auf den Ebenen der warmen Zonen umherstreiften und von dem, was sie gerade fanden, lebten — entwickelten sich in den ersten Anfängen mit langsamen Schritten frei umherstreifende Jäger und Jäger einerseits und ackerbauende, ansässige Völker ander-erseits. Der Nomade mit seinen Herden bildet erst eine spätere Kulturstufe.

Die Jägerkultur war notwendig zum ersten Vordringen auch in die nördlichsten, weniger günstigen Regionen der Erde und zum Ansässigerwerden in diesen Ländern. Die nördlichen Länder mögen daher zuerst von den umherstreifenden Jägern gefunden worden sein, die auf der Suche nach neuen Fanggebieten längs der Flüsse und Meeresufer vordrangen. Ein späherndes Jägerauge war es, das zuerst einen Strand und die vielen Inseln in der hellen, träumerischen Sommernacht sah und über das schwarze, düstere Nordmeer hinschaute. Und der weitgewanderte Weidmann schloß im Schneehaufen ein, während die Zaubersstrahlen des Nordlichts über ihn flammten, über dem ersten Opfer der eisernen Faust der Polarnacht!

Viel später kamen der Nomade und der Ackerbauer und sie-delten sich auf der Spur des Jägers an.

Das geschah Jahrtausende vor jeder geschriebenen Geschichte, und von diesen ersten Landnahmen wissen wir nur das, was uns die Reste erzählen können, die wir gelegentlich in der Erde finden; sie sind sehr spärlich und sehr unzuverlässig.

Erst weit später, im vollen Tageslicht der Weltgeschichte, ziehen Männer mit der bewußten Absicht aus, das Unbekannte um seiner selbst willen zu erforschen. Jene alten Jäger lockten wohl neue Jagdfelder und mögliche Beute dorthin, aber auch sie hat, bewußt oder unbewußt, die Lust an Abenteuer, die Sehnsucht nach dem Unbekannten, dazu getrieben: so tief in der Menschens-seele liegt diese göttliche Macht, die vielleicht die Triebfeder der größten aller unserer Taten ist. In allen Gegenden und zu allen Zeiten hat sie den Menschen auf der Bahn der Entwicklung vor-wärtsgetrieben, und solange das Ohr des Menschen die Bogen über die Meeresstiefe rauschen hört, solange das Menschenauge dem Spiele des Nordlichts über stillen Schneeländern folgt, und so-lange der menschliche Gedanke ferne Himmelskörper in dem end-losten Raume sucht: so lange wird auch das Märchen des Unbe-kannten den menschlichen Geist führen, vorwärts und aufwärts.

Die Juryfreien.

(Ausstellung, Potsdamer Str. 89.)

Man kann es verstehen, daß die Künstler gegen die Jury, die ihnen das Ausstellungstotal bald öffnet, bald verschließt, nicht immer

gut zu sprechen sind. Dann eben sind sie es nicht, wenn das Del-bild wohl verpackt zurückkommt. Warum wurde es nicht an-genommen? Ach, die Galunken, sie fürchten mein Talent, sie wollen mich unterdrücken! Zuweilen wollen sie das in der Lat. Freilich, ob solch harter Spruch gerade für die Gegenwart gilt, läßt sich be-zweifeln. Man ist im allgemeinen etwas vorsichtiger geworden beim Totschlagen. Selbst die offiziös insizierten Herren der Moabiter Gefilde haben gelernt, daß es Dinge gibt, die ein Dummkopf be-lächeln kann, und die doch Werte sind. Alles in allem — die stinkiler, auch die wildesten Keulenschwinger und Feuerbrände, haben heute eine gewisse Aussicht, sich der Deffentlichkeit zu zeigen, ganz einerlei, ob sie die Perücken der Akademie wackeln machen.

Es wäre darum kaum möglich, die Notwendigkeit einer jury-freien Ausstellung aus dem Widerstand der Alten gegen die Kommenden zu erweisen. Das war auch nie die Meinung der Herren, die für Berlin eine juryfreie Ausstellung verlangten. Sie wollten nur eine unbehinderte Marktgelegenheit. Sie be-haupten gar nicht, daß unter den Malern, die nun auf der ersten, glücklich zusammengelommenen Juryfreien zu sehen sind, unerhörte Begabungen und bislang Unterdrückte sich finden. Wohl aber wird gesagt, daß auch umgekehrt die meisten der hier hängenden Bilder sehr wohl auf der einen oder der anderen der bisher in Berlin re-gierenden Ausstellungen hätten gezeigt werden können. Und das stimmt. Das Niveau eines großen Teiles der hier auf offenem Markt angebotenen Bilder entspricht durchaus den Durchschnitts-leistungen, wie wir sie auch sonst zu sehen gewohnt sind. Daneben gibt es selbstverständlich eine ganze Menge des Unzulänglichen; andererseits fehlt es aber auch nicht an Arbeiten, die einen höheren Respekt verlangen. Wobei bemerkt sein will, daß die Hänge-kommission recht klug dem harmlosen Besucher diese drei Pro-vingen des Unzulänglichen, des Alltäglichen und des Beachtenswerten deutlich gemacht hat. Es hat also auch die Juryfreie ihre Jury gefunden.

Es ergibt sich eine Merkwürdigkeit: ein großer Teil der Bilder, die einem gefallen, wurde von Damen gemalt. So treffen wir in Saal XIV das Porträt eines Herrn in weißer Sportbluse auf einem Hintergrund von hellgrünem Laub (533); ganz flott gemacht. Wir sehen (708) ein Stilleben, gelbe und rote Kalken auf einem schwarzen Tisch, kräftig in ihrer Buntheit. In Saal XV hängt ein recht talentvolles Damenbildnis, weich und tonig gemalt (121). Man denkt ein wenig an Leibl und überhaupt an gute Malerei, wie man sie schon oft gesehen. Die Autorin dieses Bildchens heißt Casper; ihr Mann hat in Berlin einen Kunstsalon, in dem nur ausgezeichnete und stille Malereien zum Verkauf kommen. Das erklärt vieles; das kann als typisch betrachtet werden. Die Damen, die hier gut be- stehen, haben zumeist viel Gelegenheit gehabt, gute Kunst anschauen zu können. Sie sind zu Gast gewesen in Paris oder sonstwo an Orten, da man das Malhandwerk versteht. Diese Damen, und das will beachtet sein, gehören sicherlich nicht zu dem, was man Malerproletariat zu nennen pflegt. Eher dürfte das Gegenteil der Fall sein.

Es fragt sich, ob den Malern, die ihrer Berufsarbeit Abnehmer suchen, das Hervortreten dieser auf einen ständigen Verdienst weniger angewiesenen Damen besonders sympatisch sein und bleiben wird. Indessen, das sind schließlich nicht unsere Sorgen; wir können nur, unbekümmert um irgendwelche Konsequenzen, feststellen, daß tatsäc-lich die Malweiber auf der Juryfreien ganz redliche Stücke zu hängen haben. In Saal VIII (624) zeigt Emmi B i c k ein Straßenbild aus der Gegend des Berliner Domes, lebendig und überzeugend in dem Aufbau aus einzelnen Pinselstrichen. Daneben (925) hängt die Schilderung eines alten Mannes, die zwar stark an Gotthard Kuhl erinnert, die aber doch beweist, daß die Dame W i n t e r f e l d einen Pinsel richtig anzufassen vermag. Und so fort: man sieht bald Ulbe, bald Münzer, bald diesen oder jenen Franzosen; aber man sieht doch zugleich ein ganz leidliches Verständnis für das, worauf es dem Vorbild ankom. Man sieht zarte Paraphrasen, friedliche Variationen der Probleme und Themen, um die der Kampf der Geister geht. Zu solcher Art gehört ganz gewiß Agnes v. W i l o w, die den Bissarro liebevoll studierte; oder: Sophie W o l f f, die sich durch Cozanne leiten läßt.

Damit die Männer aber mich nicht der unheilbaren Galanterie beschuldigen, sei festgestellt, daß auch einige Maler recht gute Stücke eingekandt haben. Sehr lustig sind die delorativen Bilder von Ludwig R a i n e r; die stumpfen, matt gebrochenen Farben stehen in pikantem Kontrast zu der Buntheit der Motive. Ein ganz frecher Kerl ist Hanns B o l z, ein Münchener, der sich in Paris austobte. Eine Kauschimpression vom Montmartre (77) ist in der Verrentlichkeit ihres Baues und in den grellen Pfiffen ihrer Farbgebung gar nicht so übel. R o l d e, Z a p p e r t und M e l z e r zeigen stark gewollte und oft gut gelungene Arbeiten, deren Art uns freilich durch die Ausstellung der Neuen Sezession, der diese Künstler angehören, schon wohlbekannt ist.

Von den wenigen Plastiken, die auf der Ausstellung zu sehen sind, gilt aufs Haar das, was von den Bildern der Damen gesagt wurde: man sieht Minne, Barlach, Rodin. Es bleibt aber jeden-falls für die Psychologie der Frauen bemerkenswert, daß die weib-liche Tonkneterin wirklich zu empfinden scheint, was das Eigentüm-liche ist. H. Br.